

Lichtstrahlen

Bildungsorgan für denkende Arbeiter

Herausgegeben
***** von **Julian Borchardt**

Nummer 7

Stadt Dortmund
Friedrich-Museum
für deutsche u. ausländ.
Arbeiterliteratur

2. Jahrgang

Inhalt:

Wer ist schuld?

Bismarck. Von Karl Radek.

Liberaler und imperialistischer Marxismus.

Von Anton Pannekoek.

Konsequenzen.

Notizen: Aus England.

Feuilleton:

Kriegsgedichte. Von Edwin Hörnle, Stuttgart.

Die Schwelle. Von Turgenjew.

Warum ist das Meer so rot?

Das Chamäleon. Ein Märchen von Deull.

Erscheint jeden Sonntag

4. April 1915

Preis 15 Pf.

Verlag der Lichtstrahlen, Berlin-Richterfelde 3, Hedwigstr. 1

Postcheck-Konto: Berlin 17576 + Fernsprecher: Amt Richterfelde, 3810

Kommissionär: F. C. Fischer, Leipzig

Lichtstrahlen

Bildungsorgan für denkende Arbeiter

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur

„ Julian Borchardt, Berlin-Lichterfelde 3 „

Nr. 7

4. April 1915

2. Jahrg.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet

Wer ist schuld?

Ein Beitrag zur materialistischen Geschichtsauffassung.

Von einem Richter im alten Abdera erzählt die Sage, der ein so guter Mensch gewesen sei, daß er niemandem Schlechtes zutrauen vermochte. Als eines Tages ein Kläger zu ihm kam, der seine Sache mit vielen Gründen vortrug, hörte ihn der Richter aufmerksam zu und sagte am Schluß: „Ja, lieber Mann, da habt ihr recht.“ Der Kläger ging fort, und alsbald kam der Beklagte und erzählte dem Richter dieselbe Sache mit seinen Gegengründen. Wieder hörte der Richter aufmerksam zu und sagte am Schluß, nachdem er alles erwogen: „Ja, lieber Mann, da habt ihr recht.“ Als nun auch der Beklagte fort war, sagte des Richters Frau, die alles mit angehört hatte: „Aber einer kann doch nur recht haben, entweder der Kläger oder der Beklagte.“ Und was tat der Richter? — Er hörte seiner Frau aufmerksam zu und sagte am Schluß: „Ja, liebe Frau, da hast du auch recht.“

An diese alte Geschichte wird man erinnert, wenn man die vielen Gründe und Gegengründe erfährt, mit denen die Regierungen aller kriegsführenden Staaten sich gegenseitig die Schuld am Ausbruch des furchtbaren Weltenbrandes zuschieben. Wer die verschiedenen Dokumente liest, die in den Weiß-, Rot-, Grau-, Orangebüchern zusammengetragen sind, und zwar wer sie ohne Vorurteil liest — das heißt, wer sich beim Lesen des Blaubuchs einmal vorstellt, er sei ein Engländer; wer sich beim Lesen des Orangebuchs in die Seele eines Russen hineindenkt usw., wer also die verschiedenen Dokumente so auf sich wirken läßt, wie sie auf die Völker wirken, für die sie bestimmt sind — der wird zu dem erstaunlichen Resultat kommen, daß sie alle miteinander recht haben! Nun kann man sich aus diesem Dilemma durch die Annahme her-

aushelfen, daß der eine oder der andere Teil auf die unverschämteste Weise gelogen habe. Wer aber nicht so genügsam ist, dem wird alsbald einfallen, daß ja die sozialistische Weltanschauung eine andere, tiefere, befriedigendere Auskunft gibt, nämlich die, daß es bei so gewaltigen Ereignissen müßig ist, nach der Schuld oder Unschuld einzelner Personen zu fragen, daß der Krieg aus den politischen und wirtschaftlichen Gegensätzen der Weltmächte erwachsen ist, aber nicht aus der zufälligen Handlungsweise einzelner Diplomaten.

Dies hat den Anlaß zu einer Erörterung der materialistischen Geschichtsauffassung gegeben, die fruchtbar werden kann, wenn sie auch weiterhin in der würdigen, sachlichen Art geführt wird, wie sie begonnen hat. Genosse Marx Sachs hat in der „Neuen Zeit“*) die Meinung ausgesprochen, daß es eine unvollkommene und falsche Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung sei, wenn man die Frage nach dem persönlichen Verschulden völlig beiseite schieben wollte. Auf keinen Fall habe die kapitalistische Entwicklung unentrinnbar zum Weltkrieg hingetrieben.

„Zweifelloos gab es in der kapitalistischen Gesellschaft Tendenzen, die sehr stark zum Kriege hindrängten . . . Aber es fehlte auch nicht an Tendenzen, die auf Erhaltung des Friedens hindrängten; man denke nur an die immer größer werdende Internationalisierung des Kapitals, die Friedensbestrebungen des Proletariats, die immer größer werdenden Kosten und das immer größer werdende Risiko eines Krieges.“

Es könne deshalb durchaus nicht gesagt werden, der Weltkrieg wäre, wenn nicht jetzt, dann später doch sicher ausgebrochen. J. V. könne man nicht wissen, „in welchem Maße die wachsende Verfilzung des internationalen Kapitals die Gegensätze zwischen den kapitalistischen Staaten gemildert hätte“. Wenn also irgendeiner der beteiligten Diplomaten durch Torheit, Fehler, Verbrechen dafür gesorgt habe, daß der Krieg gerade jetzt zum Ausbruch kam, so sei er mit Recht als der Schuldige anzusehen. Und ihn herauszukriegen, habe eine große praktische Bedeutung. Denn wenn die Regierungen fürchten müssen, von ihren Völkern zur Rechenschaft gezogen zu werden, so kann das dazu beitragen, künftige Kriege zu verhüten, und es kann auch ein Anlaß werden, die Verfassungszustände zu ändern, um solch unheilvollem Handeln in Zukunft vorzubeugen.

Den letzten Ausführungen des Genossen Sachs können wir freilich nicht zustimmen. Denn einmal glauben wir nicht, daß irgendeine Regierung die Verantwortung vor ihrem eigenen Volke

*) „Neue Zeit“, Nr. 25 vom 26. März 1915. Die Schuldfrage, von Marx Sachs.

fürchtet. Gilt es doch in jedem Lande als ein Beweis wahren Patriotismus, die eigene Regierung von aller Schuld freizusprechen und die Ruhestörer nur bei den Feinden zu suchen. Sodann aber richten sich die Verfassungszustände eines Landes nicht nach der Einsicht der Staatsmänner, sondern nach den Machtverhältnissen der Klassen. Aber von diesen Punkten abgesehen, hat Genosse Sachs allerdings ganz recht, wenn er (dem Sinne nach) sagt, man könne vielleicht beweisen, daß der Krieg aus den politischen und wirtschaftlichen Zuständen erwachsen ist; aber niemals könne man beweisen, daß er aus ihnen erwachsen mußte, sondern daß nicht auch, bei anderem Verhalten der Diplomaten, eine andere Lösung möglich gewesen wäre. Genosse Sachs kämpft hier mit Recht gegen einen Sinn an, der allerdings dem historischen Materialismus fast allgemein beigelegt wird, der aber nichts desto weniger falsch ist. Fast allgemein versteht man die materialistische Geschichtsauffassung so, daß sie jedes einzelne Ereignis der Geschichte aus den wirtschaftlichen Verhältnissen erklärt; der Krieg mußte ausbrechen, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse ihn verlangten. So wird der historische Materialismus in den weitesten Kreisen verstanden. Man läßt sich aber nicht nur an dem gegenwärtigen Kriege, sondern auch an allen früheren Kriegen, ja an jedem wichtigen historischen Ereignis zeigen, daß das unmöglich richtig sein kann.

Denken wir an den Krieg von 1866. Das, was seine Bedeutung für die Zukunft Deutschlands ausmacht, war vor allem sein Ausgang. Hätte Oesterreich den Krieg gewonnen, so wären die deutschen Zustände in den folgenden Jahrzehnten zweifelloos andere gewesen. Wer den Gang der Geschichte aus den ökonomischen Verhältnissen erklären will, dem liegt also ob, zu beweisen, daß Preußen seinen Sieg im Jahre 1866 den ökonomischen Verhältnissen verdankte. Was etwas schwer fallen dürfte. Preußen gewann den Krieg, weil es die Entscheidungsschlacht bei Königgrätz gewann. Und dieser Erfolg wurde herbeigeführt nicht durch einen einzigen, sondern durch eine ganze Reihe von Umständen, darunter auch die persönlichen Eigenschaften der preussischen und österreichischen Heerführer. Davon befreit die Maus keinen Faden ab. Und auch das hilft nicht weiter, daß man etwa das Können, Denken, Wollen der Heerführer seinerseits aus den ökonomischen Verhältnissen ableiten will. Denn das stimmt nicht. Niemand wird es glauben, daß Denken und Handeln der Menschen auf rein mechanische Weise durch ihre äußeren Verhältnisse bestimmt wird. „Niemand kann leugnen“, sagt Genosse Sachs mit Recht, „daß die Angehörigen der gleichen Klasse in der gleichen Situation häufig verschieden denken und dementsprechend auch verschieden handeln“. Ein anderer Feldherr an Benedeks Stelle hätte vielleicht anders gehandelt, und die Schlacht bei Königgrätz wäre anders verlaufen.

Also wäre die materialistische Geschichtsauffassung falsch? — Durchaus nicht! Den Fehler begehen vielmehr wir, indem wir etwas in sie hineinlegen, was sie nicht enthält; indem wir ihr eine Aufgabe stellen, die zu lösen gar nicht ihres Amtes ist, nämlich die Erklärung einzelner historischer Ereignisse. Niemals kann es Sache irgendeiner, also auch nicht der materialistischen Geschichtsauffassung sein, einzelne Ereignisse zu erklären. Sondern was will sie? Was ist ihr Sinn und ihr Zweck? Wir brauchen nur die wenigen Sätze neben einander zu stellen, in denen Marx selbst den historischen Materialismus angibt. Hier sind sie.

Marx sagt im „Elend der Philosophie“ (übersetzt bei Mehring, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, Band I, S. 317):

„Die sozialen Verhältnisse sind eng verknüpft mit den Produktivkräften. Mit der Erwerbung neuer Produktivkräfte verändern die Menschen ihre Produktionsweise, und mit der Veränderung der Produktionsweise, der Art ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sie alle ihre gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Handmühle ergibt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten. Aber dieselben Menschen, welche die sozialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Produktionsweise gestalten, gestalten auch die Prinzipien, die Ideen . . . gemäß ihren gesellschaftlichen Verhältnissen. Somit sind diese Ideen . . . ebenso wenig ewig, wie die Verhältnisse, die sie ausdrücken. Eine unaufhörliche Bewegung findet statt in der Zunahme der Produktivkräfte, in der Auflösung der sozialen Verhältnisse, in der Bildung der Ideen.“

Hierzu nehme man etwa noch die bekannten Sätze aus dem Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie“:

„In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und ökonomischer Ueberbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche der sozialen Umwälzungen ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um.“

Dem, der diese Sätze sorgsam durchdenkt, dürfte klar sein, was der historische Materialismus aus den ökonomischen Verhält-

nissen erklären will: keine einzelnen Ereignisse, und seien sie noch so groß und gewaltig, sondern die sozialen Zustände und ihre Veränderungen im Laufe der Geschichte. Wo die sozialen Zustände in Widerspruch geraten mit den Produktionsverhältnissen, da wird die Spannung unter heftigen Erschütterungen gelöst. Aber wie diese Erschütterungen im einzelnen vor sich gehen, dafür gibt die materialistische Geschichtsauffassung kein ein für alle Mal gültiges Rezept.



Bismarck.

Von Karl Radef.

Am 1. April feierte das gesamte Bürgertum den hundertsten Geburtstag Bismarcks. Der zu seinen Lebenszeiten hart von breiten Schichten der Freisinnigen wie Alexikalen Bekämpfte wird jetzt als Schutzgeist der ganzen deutschen Bourgeoisie verehrt. Und das mit vollem historischem Recht.

Wie überall, so stand vor der deutschen Bourgeoisie die Aufgabe, einen modernen, zentralisierten Staat zu schaffen. Ohne ein großes, einheitlich geleitetes Gebiet kann die Bourgeoisie ihre historische Aufgabe, die privatwirtschaftliche Beherrschung aller Produktionsmittel ihrer Nation, nicht erfüllen. Die Zerklüftung des Staates in selbständige Teile mit selbständiger wirtschaftlicher Gesetzgebung, die Beherrschung dieser Gesetzgebung durch die Großgrundbesitzer hemmt die wirtschaftliche Entwicklung. Die Aufgabe, mit diesen Hindernissen aufzuräumen, hat das englische und französische Bürgertum im Kampfe gegen den feudalen Großgrundbesitz erfüllt. Das deutsche Bürgertum versuchte im Jahre 1848 auf demselben Wege zum Ziele zu gelangen. Aber Deutschland war zu wenig wirtschaftlich entwickelt. Seine Industrie stand noch in den ersten Anfängen, das Handwerk, der Kleinhandel herrschte vor. Deswegen gab es keine großen wirtschaftlichen Zentren, die große revolutionäre Massen beherbergten, die Bedeutung der Bourgeoisie im Wirtschaftsleben war noch nicht entscheidend. Gleichzeitig schreckte sie das Beispiel Frankreichs. Wie dort, so drohte der Kampf gegen den Feudalismus auch in Deutschland die revolutionären Kräfte des Volkes, in erster Linie der jungen Arbeiterklasse zur Entfaltung zu bringen. Darum brachte die Bourgeoisie in Deutschland nicht einmal die Energie im Kampfe gegen den Absolutismus auf, die ihrer sozialen Kraft entsprach. Wenn im Westen die Bourgeoisie nach dem Siege über den Absolutismus einen Ausgleich mit seinen

Stützen herbeigeführt hat, so stellte die deutsche Bourgeoisie ihren Kampf noch vor dem Siege ein. Die deutsche Revolution des Jahres 1848 ließ die politische Gewalt in den Händen der Fürsten. Deutschland blieb zerklüftet in drei Duzend selbständiger Gebiete.

Inzwischen schritt die wirtschaftliche Entwicklung unter dem Einfluß der Ausbreitung des Fabriksystems, der Eisenbahnen, der Dampfschiffahrt weiter fort, und sie schrie direkt nach der Ausräumung mit der Kleinstaateri, dem Junktvesen und allem feudalen Gerümpel. Da übernahm die historische Aufgabe der Bildung eines zentralisierten Staates das bürokratische Preußen unter Führung Bismarcks. So bahnte sich eine Lösung der deutschen Staatsfrage auf konterrevolutionärem, antidemokratischem Wege an: durch ein Bündnis der großen Bourgeoisie mit dem Junkertum. Diese Lösung konnte nur auf kriegerischem Wege erfolgen. Würde Deutschland geeinigt worden sein durch einen Sieg der Demokratie, so bestand die Gefahr, daß die Interessen der Dynastie beiseite geschoben worden wären. Sollte es auf dem Wege des Kompromisses zwischen Bourgeoisie und Junkertum geeinigt werden, so konnte natürlich die Spitze des alten Systems, die Dynastie, nicht zu kurz kommen. Aber die Erhebung der Hohenzollern zur herrschenden Dynastie in ganz Deutschland konnte nicht erfolgen ohne Krieg mit den Habsburgern, die dieselben Ansprüche auf die Vorherrschaft in Deutschland erhoben.

Bismarck erfaßte diese Entwicklung vollkommen richtig. Obwohl ein pommerischer Junker, schätzte er die deutsche Bourgeoisie, ihre antidemokratischen Tendenzen ganz gut ein. Während des Konfliktes um die Armereform, die Vorläuferin des Krieges mit Oesterreich im Jahre 1866, wo die oppositionellen Rodomontaden der Fortschrittler die Hofreise sehr schreckten, sah er die Hohlheit des Gegners. Als der Sieg im Kriege gegen Oesterreich sich an Preußens Fahnen heftete, verzog ihm die Bourgeoisie den Bruch aller Heiligkeiten des bürgerlichen Verfassungslebens und stellte sich in ihren führenden Schichten an seine Seite. Die durch das Ausscheiden Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde vorbereitete Einigung Deutschlands führte zum Kriege mit Frankreich. Dort hatte die Angst der Bourgeoisie vor dem Proletariat zur Herrschaft der Soldateska unter der Führung eines politischen Freiweilers, Napoleon III., geführt. Napoleon suchte sich zu halten durch Förderung der Interessen der Spitzen des Kapitalismus, der Finanz, und durch Blendung der breiten Massen der Bourgeoisie durch äußere Erfolge. Darum konnte er den Waffensieg Preußens nicht ansehen, ohne zu versuchen, auch etwas „nach Hause“ zu bringen. Er störte den Prozeß der Einigung Deutschlands unter Preußens Leitung. Bismarck, ein Schüler Napoleons III. in allen diplomatischen Künsten,

stellte ihm eine Falle und brachte ihn zu einer Kriegserklärung. Im Kriege 1870 brach die verfaulte Macht Napoleons III. zusammen. Befreit von den Hindernissen im Westen — im Osten wußte sich Bismarck die Freundschaft des Zaren durch allerhand Liebesdienste zu sichern — konnte Bismarck die kleinen Staaten zu einer Vereinigung mit Preußen zu einem Deutschen Reich bringen.

Den Sieg Preußens auf den Schlachtfeldern bestimmte in erster Linie das Gefühl der breitesten Volksmassen, daß die Einigung Deutschlands absolut notwendig war, wenn seine Entwicklung nicht verkümmern sollte. Das demokratische Wahlrecht, das Bismarck noch vor dem Kriege im Norddeutschen Bund, dem Vorläufer des Reiches, gewährte, erhöhte noch den kriegerischen Schwung der Massen. Aber die Einigung war keine vollständige: 12 Millionen Deutsche sind außerhalb des neuen Deutschen Reiches in Oesterreich geblieben. Weil die Einigung durch ein Kompromiß zwischen Großbourgeoisie, Dynastie und Junkertum vor sich ging, bildete das neue Deutsche Reich das strikte Gegenteil der Demokratie. Zwar verleiht Bismarck den Volksmassen ein demokratisches Wahlrecht zum Reichsparlament, aber das Parlament selbst hatte nicht einmal das Recht, Minister anzustellen und zu entlassen. Die neue Verfassung gab die entscheidenden politischen Rechte der Krone, hinter der das Offizierkorps, die Bürokratie und der Adel standen.

Wie er das Reich gegründet, so hat Bismarck es auch weiterhin geleitet. Er suchte durch eine alle Gebiete des Wirtschaftslebens ergreifende wirtschaftliche Gesetzgebung die Interessen der Bourgeoisie zu befriedigen, und scheute dabei nicht vor dem Widerstande der Junker. Aber er tat das nur insoweit, als die nächstliegenden Interessen der Bourgeoisie und die politische Vorherrschaft des Junkertums dadurch nicht berührt wurden. Von der direkten politischen Macht hielt er das Bürgertum fern. Als er die Schwänkung vom Freihandel zum Schutz Zoll vollbrachte, weil der Grundbesitz vor der Konkurrenz des billigen amerikanischen Getreides geschützt werden sollte, und auch der Staat die Zölle zur Füllung seiner durch ununterbrochene Kriegerien geleerten Kassen brauchte, da sorgte er durch den Eisenzoll auch für die Interessen der Zechen- und Hüttenbesitzer. Bismarck legte die Grundlagen zu einer Politik, die den politischen Zusammenschluß des Großbürgertums und des Agra-riertums anstrebte und die jetzt, trotz gelegentlicher Reibungen, als vollkommen durchgeführt betrachtet werden kann.

Die Großbourgeoisie, von den Nationalliberalen vertreten, war mit dieser Politik voll und ganz einverstanden. Wohl schmerzte es manche ihrer Führer, daß sie nicht direkt ans Ruder kamen. In der Biographie Bennigsens, die der Historiker Onden geschrieben

hat, kann man ergötzliche Beispiele finden, wie weich und nachgiebig diese Sehnsucht nach einem Ministerportefeuille die Führer der Nationalliberalen machte. Aber als Klasse fühlte sich die große Bourgeoisie dabei ausgezeichnet. Während die Bureaucratie im Namen und Interesse des Bürgertums herrschte, konnte dieses ungestört seinen Geschäften nachgehen. Anders das Kleinbürgertum. Ueber diese Klasse ging das Rad der wirtschaftlichen Entwicklung hinweg. Deshalb knurrte sie in den Bezirksvereinen des Freisinn und mimte demokratische Opposition. Beim Kleinbürgertum der Südstaaten gefellte sich dazu der reaktionäre Haß gegen die moderne staatliche Zentralisation, die für die Folgen des Kapitalismus verantwortlich gemacht wurde, obwohl sie nur sein notwendiger Ausdruck war, und ferner die Angst der katholischen Elemente vor dem protestantischen Preußen. Bismarck, gewöhnt, alle Hindernisse gewaltsam zu brechen, begann gegen diese im Zentrum ihren Ausdruck findende Opposition einen rücksichtslosen Polizeikampf, den sogenannten Kulturkampf. Aber der Besieger Oesterreichs und Frankreichs zog in diesem Kampfe den kürzeren: denn obwohl eine Macht der Vergangenheit, war der Katholizismus eine geistige Macht, und der Geist läßt sich mit der Faust nicht niederschlagen. Das sah auch Bismarck später ein, söhnte sich mit dem Zentrum aus, wozu ihm auch die Tatsache verhalf, daß, je mehr die kapitalistische Entwicklung im Süden fortschritt, es immer mehr kapitalistische Elemente im katholischen Süden gab, die im Bismarckschen Regime die Vertretung ihrer Interessen sahen.

Wenn die Opposition des Kleinbürgertums gegen Bismarck nur vorübergehend war, so die der Arbeiterklasse dauernd. Ein Kind der modernen kapitalistischen Entwicklung, mußte sie die Vorkämpferin der Einigung Deutschlands sein: denn ohne Einigung Deutschlands war der Fortschritt des Kapitalismus unmöglich, und ohne diesen konnte es keinen Sieg des Sozialismus geben. Aber gleichzeitig konnte die Arbeiterklasse die Einigung Deutschlands nur auf demokratischem Boden erstreben. Als das Reich entstanden war, ohne daß die Demokratie verwirklicht wurde, mußte die Arbeiterklasse um sie weiter kämpfen. Dieser Kampf richtete sich naturgemäß gegen Bismarck. Bismarck sah darum in der Arbeiterklasse den gefährlichsten Gegner seines Systems. Er suchte die sozialdemokratische Bewegung durch das Ausnahmegesetz niederzuwerfen und durch soziale Zugeständnisse zu entnerven. Die sozialistische Idee zeigte sich aber stärker. Der Druck erweckte Gegenruck, das Sozialistengesetz konnte das schnelle Wachstum der Zahl der sozialdemokratischen Wähler nicht aufhalten. Das Sozialistengesetz fiel. Bismarck bedauerte gegen das Ende seines Lebens, daß er das demokratische Wahlrecht verließen hatte, und dachte an dessen gewaltsame Abschaffung. Aber der junge Kaiser, der hoffte, durch

weitere soziale Gesetzgebung der Sozialdemokratie friedlich Abbruch zu tun, folgte ihm nicht. So trat Bismarck zurück, besiegt durch dieselbe wirtschaftliche Entwicklung, die ihn früher zum Sieger gemacht hatte. Er siegte über Frankreich und Oesterreich, weil er, obwohl in reaktionärer Form, die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung erfüllte, indem er Deutschland einigte. Er unterlag, weil er nicht einsehen wollte, daß der Kapitalismus eine grundsätzliche Opposition gegen sich in der Arbeiterklasse hervorruft. Nach dem Tode Bismarcks ging die Entwicklung weiter in den von ihm vorausgesehenen Bahnen. Der kleine Meister und Kaufmann kann heute nicht mehr hoffen, im Kampf gegen die Fabrik und das Warenhaus zu bestehen. Er mußte die Opposition gegen den Kapitalismus aufgeben, er lebt von dessen Abfällen. Gleichzeitig stört ihn die industrielle Arbeiterbewegung, zu der seine Gesellen und Lehrlinge stoßen, die die Konsumvereine bildet. Das Kleinbürgertum will nichts mehr von der Demokratie wissen. Soweit es nicht versteht, daß es sich von seinen Leiden nur zusammen mit der Arbeiterklasse befreien kann, soweit es nicht zur Sozialdemokratie übergeht, schwört es auf die Reaktion. Darum ist der Liberalismus jetzt vollkommen reaktionär geworden und opfert dem Schatten Bismarcks.

Die Bismarckfeier findet während eines Weltkrieges statt, auch das deutsche Bürgertum sucht seine jetzigen Ziele mit denen Bismarcks gleichzustellen, den Krieg als einen Kampf um das Erbe Bismarcks darzustellen. Das ist nur insoweit richtig, als der Imperialismus ein Kind des Kapitalismus ist, den Bismarck durch die Reichsgründung mächtig gefördert hat. Es ist falsch, insoweit Bismarck für die jetzige Phase der kapitalistischen Weltpolitik wenig Verständnis hatte. Aber die Frage von dem Verhältnis der nationalen Politik Bismarcks zum Wesen des Weltkrieges ist zu wichtig, als daß man sie in ein paar Worten abtun könnte.



Liberaler und imperialistischer Marxismus.

Von Anton Pannekoek.

So viele Fälle in früheren Jahren vorkamen, daß ehemalige Sozialdemokraten unter allmählichem Wechsel ihrer Gesinnung zu Ministern und Staatsräthen avancierten, so ist doch sicher nie so viel und so rasch umgelernt worden, wie in dem jetzigen Weltkrieg.

Wir denken dabei nicht in erster Linie an die Revisionisten, die es auch früher in Friedenszeiten nie verheimlicht haben, daß sie den Klassenkampf durch den ständigen Bürgerfrieden ablösen möchten; und auch nicht an die blasphtischen Radikalen, die, verwirrt und betäubt in dem Weltens Sturm, krampfhaft am alten haftend, durch den Mangel klarer Ziele gezwungen sind, mitzumachen. Mehr Verwunderung muß es wecken, wenn Leute, die ehemals als Wortführer der äußersten Linken austraten, auf einmal zu begeisterten Verfechtern des Imperialismus wurden.

Wir haben einen ähnlichen Fall schon früher erlebt, als in Rußland vor 1905 ehemalige Marxisten, wie Peter von Strube u. a., zu politischen Führern der Bourgeoisie wurden. Weil die Erklärung dieser Tatsache fast wörtlich auf den jetzt vorliegenden Fall paßt, drucken wir aus einem alten Artikel aus dem Jahre 1909 darüber folgendes ab:

„Die Ursache dieser auf den ersten Blick sonderbaren Erscheinung liegt in dem dialektischen Charakter des Marxismus selbst, in dem historischen Charakter der Marxschen Geschichtslehre. Sie bildet nicht nur eine Kritik des Kapitalismus, sondern legt zugleich dessen historische Notwendigkeit dar. Sie würdigt jede Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung in ihrer historischen Berechtigung, bis sie für die nächste Maß machen muß.

Marx hat den Kapitalismus nicht einfach angegriffen; er hat ihn in einem wundervoll treffenden Bilde dargestellt, beschrieben und erklärt. Der Proletarier entnimmt diesem Bilde die Ursache seiner Lage, die Einsicht, wie Mehrwert aus seiner Arbeit geholt wird, er entnimmt ihm das Entwicklungsgeßetz dieser Ordnung und das Ziel, das er seinem eigenen Streben stellen muß, den Sozialismus. Aber Marx' Gemälde zeigt noch andere Züge, die den am meisten treffen, der nicht mitten in seiner Wirklichkeit lebt. Es zeigt, wie der Kapitalismus die alten, unbeweglichen Verhältnisse umwälzt, die alte Stidluft der Barbarei und der Unkultur wegwegt, wie er Quellen riesiger Goldströme und unbegrenzter Möglichkeiten eröffnet, den energischen, emporstrebenden Personen freie Bahn schafft und sie zu Weltherrschern macht, und wie er Weltwunder schafft, wie keine Zeit zuvor.

Diese Züge müssen vor allem diejenigen treffen, die, wie unsere russischen Genossen, unter barbarischen Verhältnissen, in der Unkultur primitiver Produktionsverhältnisse leben, die empor wollen, aber gewaltsam niedergehalten werden. Was in ihnen als Ideal aufwächst, ist nicht der in blauer Ferne kaum erkennbare Sozialismus, sondern die gewaltige kapitalistische Entwicklung selbst, die die alten engen Verhältnisse aufhebt. Marx hat sie den Kapitalis-

mus kennen gelehrt, und diesen Kapitalismus wollen sie, ihn sehen sie herbei.

Natürlich nicht als Endziel; man kann mit seiner ganzen Person nur dann für eine Sache eintreten, wenn man glaubt, daß sie allen Menschen Glück bringt. Die bürgerliche Freiheit und Ordnung allein konnte das nicht mehr; der Sozialismus, den Marx als naturnotwendige Folge des Kapitalismus nachgewiesen hatte, sollte das Endziel sein, aber die Förderung des Kapitalismus, des einzigen Mittels zu diesem Endziel, war das nächste unmittelbar praktische Ziel. So wurde der Marxismus, der besser als alle früheren Ideologien die Notwendigkeit zeigte, mit dem alten aufzuräumen, zur Theorie eines aufsteigenden revolutionären Bürgertums, d. h. in erster Linie der russischen Intelligenz, die die Wortführer dieser Klasse abgab.

Als dann das Proletariat austrat, mußte der Marxismus dieser Ideologen der Bourgeoisie die bekannte revisionistische Färbung annehmen: die Arbeiter sollen mit dem Bürgertum zusammen den bürgerlichen Rechtsstaat erkämpfen, aber dabei keine eigenen Forderungen stellen. Sie sollen zuerst den Kapitalismus aufpäppeln und stark machen, bevor sie ihn besiegen können.

Ist es also verständlich, wie der Marxismus die Stelle des früheren Liberalismus im Dienst einer Bourgeoisie, wie der russischen, einnehmen kann, so ist zugleich klar, daß er dabei etwas ganz anderes sein muß, als die proletarische Kampfstheorie und namentlich einen engen mechanischen Charakter bekommen muß. Diese Intelligenz nahm vom Marxismus eben nicht mehr, als sie gebrauchen konnte. Sie brauchte nicht mehr, als daß der Kapitalismus vernünftig und notwendig ist. Daß er zugleich der Entwicklung unterworfen und dem Untergang geweiht ist, die Geltung dieser Wahrheit verschob sie auf eine ferne Zukunft, die außerhalb des Gebietes des praktischen Handelns lag.

Der Marxismus ist aber nicht eine solche mechanische Lehre; die beiden Seiten des Kapitalismus sind nicht zu trennen, und jene andere Seite ist keine Zukunft-, sondern Gegenwartssache. Bourgeoisie und Proletariat treten nicht nacheinander, sondern gleichzeitig auf die Weltbühne, und sofort fängt von selbst ihr Widerstreit an. Je früher das Proletariat sich geistig auf eigene Füße stellt, um so rascher wächst seine Kraft, um so früher wird es reif, sein Ziel zu erreichen. Mag sein, daß anfangs die beiden Klassen das gleiche Interesse am Fortschritt haben, so besteht doch von Anfang an ein Gegensatz in der Art und Weise, wie jede Klasse diesen Fortschritt versteht. Das Proletariat möchte die politischen und ökonomischen Formen so gestalten, daß die Bahn für eine ruhige, friedliche Weiterentwicklung möglichst geebnet wird; die Bourgeoisie

sucht ihre Herrschaft für alle Zeiten zu festigen. Siehe sich die Arbeiterklasse von den quasimarkistischen Theoretikern einreden, sie solle dem Bürgertum, wo es fortschrittlich auftritt, vertrauensvoll die Führung überlassen, da doch die nächsten Ziele dieselben seien, so würde sie sich selbst den weiteren Aufstieg erschweren. Denn die wirklichen praktischen Ziele sind verschieden, mag auch der Name der Theorie zeitweilig übereinstimmen.“

Was damals von dem Kapitalismus im Gegensatz zu der primitiven Kleinproduktion gesagt wurde, gilt jetzt von dem Imperialismus im Gegensatz zum Kleinkapitalismus. Er öffnet weite Horizonte, führt hinaus aus der Enge des europäischen Raumes, wälzt die Welt in kolossalem Maßstab um und erweckt eine unzählbare Energie in den Menschen. So wie die Engländer als Herrenvölker in allen Ozeanen zu Hause sind, über jeden Weltteil als Teil ihres Aktionsgebietes reden, so möchte jede aufstrebende Nation es ihnen nachmachen; Englands Weltherrschaft und Englands Reichthum, auf der Beherrschung der reichsten Länder der Welt aufgebaut, ist das Vorbild ihrer Sehnsucht.

Es ist nur allzu natürlich, daß auch sozialistische Theoretiker, um die Unwiderstehlichkeit des Imperialismus zu zeigen, diese Seite betonten in ihrem Kampf gegen die alte Parteitradition, die von Imperialismus nichts wußte. Gegen die stumpfe Geisteserstarung jener Kreise der Partei, die ihre völlige Impotenz, die moderne Entwicklung zu begreifen, hinter der bequemen Phrase der „alten bewährten Taktik“ versteckten, mußten sie vor allem die Unwiderstehlichkeit der imperialistischen Entwicklung hervorheben. Wer aber nicht mehr sieht, als die Unwiderstehlichkeit und Notwendigkeit des Imperialismus, kann ebensogut ein begeisteter Wortführer des Imperialismus, als ein revolutionärer Sozialdemokrat sein, je nachdem er ihn fördern will, oder aus seiner Einsicht die Notwendigkeit einer kräftigeren Taktik der Arbeiter gegen ihn schließt. In früheren Jahrgängen der Leipziger Volkszeitung ist auch betont worden, daß zu der Neuerscheinung des Imperialismus notwendig die neue Taktik der Massentätigkeit gehört.

So wird begreiflich, daß ein sozialdemokratischer Kenner des Imperialismus, wenn er sich auf die andere Seite schlagen will, in seinem theoretischen Gepäck leicht die Argumente finden kann. Er braucht nur den Marxismus mechanisch aufzufassen und zu sagen: der Sozialismus ist nur möglich auf dem Boden der höchsten kapitalistischen, der imperialistischen Entwicklung; daher helfen wir zuerst mit aller Macht diesen Boden festigen, die Weltmacht des eigenen Landes gegen den fremden Imperialismus verteidigen; jetzt müssen wir Imperialisten sein, aber der Sozialismus bleibt das Endziel — in blauer Ferne. In blauer Ferne, denn es hat sich ja gezeigt, daß das Proletariat noch viel zu schwach zum Siege ist.

Daß mit dieser quasimarkistischen Haltung die Verwirklichung des Sozialismus nicht vorbereitet und gefördert, sondern gehemmt und verzögert wird, ist ohne weiteres klar. Denn diese hängt einzig und allein von der Kraft, der Selbstständigkeit, der Energie und der Zielklarheit der Arbeiterklasse ab.



Konsequenzen.

So betitelte der Vorwärts einen Auszug aus der Rede des sozialdemokratischen Abgeordneten Wolfgang Heine, in dem aus der Haltung der Mehrheit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion die Schlüsse für die Zukunft gezogen werden. Heine stellte sich voll und ganz auf den Standpunkt der Fraktion, wodurch er bekanntlich in keinen Gegensatz zu seiner Vergangenheit geriet. Die Arbeiterbewegung war für Heine immer ein Teil des Aufstiegs der gesamten Nation, mit der er sich durch viele Bande verbunden fühlte. Durch Bande, die aus der Zeit bestanden, wo er ein national-antifemistischer Student war. Er hielt immer den Gegensatz zum Militarismus für nicht grundsätzlich, war immer bereit, für Volksrechte Kanonen zu bewilligen. Dabei war Heine Reformist: er hoffte, daß der Sozialismus sich allmählich aus den Reformen entwickeln werde, die die Arbeiterklasse zusammen mit dem liberalen Teil des Bürgertums erringen werde. Nun, der Weltkrieg hat den völligen Krach der reformistischen Illusionen gebracht. Statt einer friedlichen Entwicklung, die die Nationen immer näher aneinander und die Arbeiterklasse immer höher bringen sollte, erleben wir einen grauenhaften Krieg, in dem sich die Nationen vernichten; statt der Entwicklung der Demokratie bringt der Krieg notwendigerweise die vollkommene Ausschaltung aller demokratischen Einrichtungen in allen kriegsführenden Ländern. Ein Tropf, wer annimmt, daß die sich während des Krieges freiwillig ausschaltenden demokratischen Einrichtungen nach dem Kriege automatisch sich wieder aufrichten können, wie ein vom Sturme gebeugter Ast. Die Gewerkschaften verbluten sich im Kriege, die Kartelle, Unternehmerverbände werden aus ihm gestärkt hervorgehen, weil die schwächeren Unternehmungen im Kriege verkrachen und so die Zahl der Konkurrenten sich vermindert, die Leichtigkeit des Zusammenschlusses der Uebriggebliebenen wächst. Das wird die Aussichten der Lohnkämpfe verschlechtern, während gleichzeitig die Deckung der Kriegskosten die Steuerlast gewaltig steigern wird. In dieser Situation an das allmähliche Emporsteigen, an das Ausblühen der Demokratie zu denken, das vermögen nur Phantasten. Die Revisionisten stehen am Grabe ihrer Hoffnungen.

Auf einer Seite brachte der Krieg einen Sieg des Revisionismus, indem er das Aufgeben des Klassenkampfes und den Sieg des Nationalismus in der Arbeiterklasse zeitigte. Auf der anderen zertrümmerte er die revisionistischen Hoffnungen, indem er die Bedingungen der Sozialreform und der Demokratie verschlechtert. Die Revisionisten mußten mit großen Sorgen in die Zukunft schauen. Trotzdem stießen sie Fanfaren in die Welt aus, verkündeten das Kommen des Gottesreiches auf der Erde und bereiten sich auf die große Zeit, wie die Jungfrau auf das Kommen des Bräutigams. Heine erklärte in seiner Rede, die Sozialdemokratie müsse den Bedürfnissen des Staates Rechnung tragen, und erläuterte seinen Satz dahin, eine oppositionelle Partei müsse keinesfalls das Budget prinzipiell ablehnen. Er bescheinigte den Fürsten, daß sie ihre Schuldigkeit im Dienste des Vaterlandes tun, und erklärte das Verhalten zu ihnen für eine Höflichkeitsfrage. Er bekannte sich freudig zum Heer, zu Kaiser und Reich und versprach dem Kaiser und dem Kanzler die Hilfe der Sozialdemokratie. Er verkündete somit nicht nur eine zeitweilige, sondern eine dauernde Neuorientierung der deutschen Sozialdemokratie.

Worauf begründen sich die Hoffnungen Heines, daß die Sozialdemokratie seinem Programm zustimmen, und daß dieses Programm auch bei der Gegenseite verständnisvolles Gehör finden werde? „Heute bewilligen wir blank zweimal 5 Milliarden, ohne daß wir wissen, wie sie verwendet werden, einer Regierung, der wir früher nicht einmal einen Nachtwächter für 600 M. bewilligt haben.“ Diese Tatsache gibt Heine Grund, anzunehmen, daß nach dem Kriege ein großer Teil der Sozialdemokratie für sein Programm eintreten wird. Und Heine hat nicht so unrecht mit seiner Auffassung. Die Scharlatane, die beweisen, es habe sich nur um einen Notstand gehandelt, der die allgemeine Regel durchbricht, sollten in Betracht ziehen: eine politische Partei, die durch den Weltsturm umgeworfen wird, kann sich nicht ohne weiteres wieder aufrichten, denn sie hat in ihrer „vorübergehenden“ Lage den Gegnern das wichtigste Material gegeben. Sie kann es um so weniger, wenn sie in ihren Reihen eine starke Strömung besitzt, die die neue Lage für die beste hält. Die Schwierigkeiten des Wiederaufstehens, verbunden mit dem festen Willen eines einflussreichen Teils der Partei, den eingeschlagenen Weg beizubehalten, bilden eine genügende Grundlage zu Hoffnungen, wie sie Heine betonen. Und die Gegenseite? Nun, sie kann ganz ruhig das Experiment abwarten. Zeigt sich, daß ein starker Teil der Arbeitererschaft seinen bisherigen prinzipiellen Standpunkt aufgegeben hat, dann kann man es mit Konzessionen versuchen. Sie brauchen nicht groß zu sein, die bestehenden Kräfteverhältnisse nicht irgendwie zu berühren. Wenn eine Partei ihren prinzipiellen Boden verläßt, ist sie so schwach,

daß sie jede Kleinigkeit zur größten Errungenschaft aufbauen und in die Welt ausposaunen muß. Das bewies doch am besten die Geschichte des französischen Jaurèsismus zur Zeit, als Millerand als Genosse im Ministerium saß; das bewiesen die Lobgesänge der badischen und bairischen Opportunisten auf ihre Länder; das beweist zuletzt der Versuch der Heinemann und Densch, aus den vier Pfund Brot, auf die jetzt die Bevölkerung angewiesen ist, den Beginn des Sozialismus zu machen. Und die Wirren, die innere Zerrissenheit der Arbeiterbewegung, welche die Aufstellung des Heineschen Programms durch die Sozialdemokratie zur Folge haben würde, ist schon kleiner Konzessionen wert.

Deswegen darf man trotz der Aussicht auf Verschärfung der inneren Kämpfe, die der Weltkrieg in allen Ländern eröffnet, die Möglichkeit eines Experiments, wie es Heine beflügelte, nicht leugnen. Der Vorwärts hat recht: Heine ist kein Quertreiber. Obwohl er vor nicht allzu langer Zeit von Berlin nach Dessau unter den Schutz Preus flüchten mußte, steht jetzt hinter ihm ein großer Teil der Führer, in erster Linie die Gewerkschaftsführer. Das erfordert, daß man seiner Rede als einem Signal, wohin der Kurs geht, die größte Verbreitung verschafft. Der Versuch der Durchführung des Heineschen Programms würde die Einigkeit der deutschen Sozialdemokratie aufheben. Wer das vermeiden will, der sorge schon heute dafür, daß das Wesen der von Heine vorgeschlagenen Politik den breitesten Kreisen bekannt wird. Es besteht in dem Aufheben des bisherigen Charakters der Sozialdemokratie, in ihrer Verwandlung in eine liberale Arbeiterpartei.



Notizen.

Aus England. Dem Labour Leader, dem Blatt unserer englischen Genossen, wird von einer mit dem englischen Finanzwesen vertrauten Stelle folgende Blüte kapitalistischer Philosophie mitgeteilt:

„Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß Kriege den Schiffbesitzern große Gewinne eintragen; denn erstens halten wir die See für unsere eigene Handelsflotte frei, während diejenige unserer Gegner untätig liegen muß, und zweitens bringt die Zeit nach dem Kriege gewaltige Aufträge für die erschöpften Kriegsführenden, die ihre Vorräte wieder von auswärts füllen müssen.“

Dazu erzählt nun der Labour Leader, daß die Schiffsfraachten mit erstaunlicher Schnelligkeit gestiegen sind, und daß trotz der nun auch sehr gestiegenen Versicherungskosten das Geschäft sich ganz hübsch bezahlt macht. Schiffsfahrts-Sachverständige schätzen

heute allen Ernstes den Gewinn der Frachtlinien für das Jahr 1915 um ein Drittel höher als diejenige des Jahres 1914. Und doch haben diese Gesellschaften schon im letzten Jahre keine schlechten Geschäfte gemacht, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

Gesellschaft	Dividenden im Jahre		
	1912	1913	1914
Anchor Line	7½ Proz.	15 Proz.	15 Proz.
P. & O. Line	15 "	15 "	noch unbekannt
N. M. S. P. Line	6 "	6 "	noch unbekannt
Field Line	10 "	10 "	10 Proz.
Furness, Withy & Co.	10 "	10 "	10 "
Moor Line	15 "	25 "	noch unbekannt

Das sind nur einige. Aber man darf sie nicht als allein-
stehende, selbständige Unternehmungen betrachten, sondern sie sind
unter sich wie mit anderen Unternehmungen aufs engste verbunden:
Kriegsrüstungen, Schiffsgesellschaften und Schiffsbau-
gesellschaften, Eisen- und Stahlhandel, Maschinenbau, Kohlengruben, Del, Trans-
port- und Finanzwesen — das sind alles nur Abteilungen einer
einzigen ungeheuren Schlachtklinie; das sind, so schreibt der Labour
Leader, „jene Regionen der kapitalistischen Tyrannei, die viel schred-
licher sind, als die Heere des deutschen Kaisers!“

Zugleich enthüllt das englische Sozialistenblatt ein niedliches
Stück Korruption, indem es weiter schreibt:

„Die Frage, weshalb die Schiffahrtsgesellschaften durch ihre
ungeheure Erhöhung der Schiffahrtstarife die Lebenshaltung der
gesamten englischen Bevölkerung so enorm verteuern konnten, ohne
von Regierung oder Parlament darin ge-
hindert zu werden, beantwortet sich aus dem Einfluß dieser
Gesellschaften. N. L. Walton Newbold hat die Listen von 17
Schiffahrtsgesellschaften einer Untersuchung unterzogen, und allein
unter den Direktoren und Teilhabern dieser 17 Gesellschaften an
die 50 (mit Namen aufgeführten!) Pairs, Mitglie-
der des Herrenhauses und Mitglieder des Un-
terhauses gefunden! Wie viele würde man erst ausfindig
machen, wenn man alle englischen Schiffahrtsgesellschaften einer
derartigen Untersuchung unterwerfen könnte!“ Als Beweis dafür,
wie sehr die englische Regierung mit dieser Klasse der Blünderer
unter einer Decke steckt, weist der Labour Leader darauf hin, daß
sie kürzlich 9 Mitglieder des Unterhauses mit der Pairswürde aus-
zeichnete; alle neun spielen eine führende Rolle im englischen
Schiffahrtswesen!



Feuilleton.

Kriegsgedichte.

Von Edwin Hörnle, Stuttgart.

Die Mobilmachung am ersten August, die sich überstürzenden
Kriegserklärungen fast sämtlicher europäischen Großmächte und die
nachfolgenden großen Ereignisse versetzten fast alle Dichter und noch
mehr die Dichterlinge des gesamten Vaterlandes in eine Art poeti-
scher Schwangerschaft. Sie wurden fruchtbar wie die Feldmäuse,
und es fehlte nicht an besonders begabten Naturen, die gleich der
Genne im Märchen jeden Tag ein goldenes Ei zur Welt brachten.

Es war einmal — da lehrten uns die bürgerlichen Nesthuten
und literarischen Feinschmecker: Kunst stehe jenseits von Liebe und
Haß der Parteien, und die politische Tendenz habe nichts im Tempel
des heiligen Apoll zu suchen. Kunst sei reine Form.

In der Nacht vom ersten zum zweiten August lernten die
Poeten alle um, nach dem Bibelworte: Wessen das Herz voll ist,
gehet der Mund über. Es war ja die Zeit des Umlernens, und
viele Politiker gaben das klassische Beispiel. Den Poeten nahmen's
wir nicht übel, im Gegenteil, wir hätten uns nur freuen können,
wenn — ja wenn nicht ein so fürchterlicher Börsensturz der besten
Kunstwerte, unserer ganzen literarischen, ja sogar moralischen Kultur
damit verbunden gewesen wäre. Hand in Hand entflohen der gute
Geschmack und die edle Humanität dem deutschen Parnas.

In den ersten Kriegsmonaten waren die Zeitungen voll von
Kriegslyrik. Und welchen Kalibers! Verhülle, o Muse, dein
Haupt! Jeder angehende Zingling dichtete, jeder niedliche Bad-
fisch dichtete, jeder kleine Rentier, Rechnungsrat, Oberlehrer, Kom-
mis, und die Angehörigen hundert anderer nützlicher Berufe, kurz
alles, alles dichtete.

Besonders fruchtbar waren unsere verehrten Pädagogen, von
denen eine stattliche Anzahl, ähnlich den Landpfarrern, zum poeti-
schen Schnupfen neigt. Auf's Geratewohl greife ich in die wohl-
gefüllte Mappe. Ein Realschulprofessor aus Freiburg im Breis-
gau kommt heraus, Fritz Rudin, dessen Poem sogar vom Kapell-
meister des Freiburger Stadttheaters in Töne gesetzt und zugunsten
des Roten Kreuzes verkauft wurde. Das Kulturdokument beginnt
wie folgt:

Wieder juckt es den Franzos
 Unter seiner roten Hof:
 Flöh' in Hosen, Muck im Kops,
 Laßt ihm doch den welschen Schopp,
 Oder besser:
 Haut ihn ab dem falschen Tropf!!

Wichtig, was? Und vom Russen meint der Herr Real-
 professor:

Und in Rußland der Barbar,
 Der von je ein Schnapslump war:
 Reicht ihm doch die Buddel 'rus,
 Deutschen Schnaps schenkt ein dem Russ,
 Oder besser:
 Setzt den Kerl in Spiritus!!

Neben dem Badenser Pädagogen sei auch ein Schwäbischer
 Pfarrer genannt, dessen geologische Kenntnisse und Verdienste es
 wohl verdienten, daß er das Dichten gehen ließe und sich mit
 einem Nebenberuf begnügte. Der geisteskundige Herr Pfarrer
 Dr. Theodor Engel in Eisingen sang wie folgt:

Das war der Auszug aus Maubeuge,
 Da unter all den vielen
 Ein Brite, Sportsmann, frech und feisch,
 Wollt' noch Kameradschaft spielen;
 Ein Schwabe aber derb und barsch,
 Schrie: „Kindvieh, laß Du mi am A...!“
 Ein wieherndes Gelächter scholl
 Rings in der Deutschen Kreise.
 „Det is man aber doch ze toll“,
 Meint ein Berliner Preuße.
 Der Schwabe drauf mit Hochgenuß:
 „Dös isch bei uns so äls der Gruß“.

Der Hokrat eines christlichen Staates schwang sich im Schwallen
 seines urteutonischen Furors zu folgendem an die Schädelpyramiden
 des Mongolenfürsten Timur-Tamerlan erinnernden Erguß auf:

O du Deutschland, jetzt hasse! Mit eisigem Blut
 Hinschlachte Millionen der teuflischen Brut,
 Und türmten sich berghoch in Wolken hinein
 Das rauchende Fleisch und das Menschengesbein!

Alle Achtung vor solcher Phantasie! Ja, wenn man die
 Schlachten mit der Phantasie schlage! — Und die Badische Landes-
 zeitung geht hin und veröffentlicht das Zeug!

Harnlose Gemüter meinen, nur Gelegenheitsdichter könnten
 solchen Geschmackverirrungen zum Opfer fallen. Weit gefehlt!
 Auch Dichter von Beruf und Namen von Klang sind dieser Pest

erlegen. Ich erinnere an Ernst Dittmars Hahngesang gegen Eng-
 land. Selbst Richard Dehmel, das ursprünglichste Talent, und einer,
 auf den die Proletarier einst große Hoffnungen setzten, sang ein
 „schwarz-weiß-rotes Lied“, ohne an der Verwechslung von Aug'
 und Ohr sich im geringsten zu stoßen. Er bekannte sich dabei zu
 folgender Weltanschauung:

Der Kaiser, der die Flotte schuf,
 Der steht mit Gott im Bunde,
 Denn das ist Deutschlands Weltberuf:
 Es duckt die Teufelsbunde.

Von Gerhart Hauptmann wollen wir lieber gar nicht reden.
 Er scheint sich vorgelegt zu haben, vor aller Welt den Beweis zu
 liefern, daß ein begabter Mensch in der Lage ist, ganz gewöhnliche
 Philisterprosa in holperige Verse und unreine Reime umzusetzen.
 Wir haben das ohnehin nie bezweifelt.

Was von diesen Kriegsdichtungen noch halbwegs eine ästhe-
 tische Zensur zu passieren vermag, hat der Verlag Eugen Diederichs
 in Jena in seinen *Tatbücher* aufgenommen. Wer Lust hat,
 mag sie dort nachlesen. Er wird auch auf einiges Gute und Schöne
 stoßen, aber selten: es sind nicht die Großen, nicht die berühmten
 Namen, die wieder von bleibendem Werte schufen. Es sind vielmehr
 die Kleineren, Unbekannten, denen es gelang, die Empfindungen
 der weltgeschichtlichen Augenblicke, die sie erlebten, in das Gold künst-
 lerischer Gestaltung umzuprägen.

Mit der längeren Dauer des Krieges ebte die dichterische
 Welle ab. Der Mensch gewöhnt sich an alles, pflegt der Philister
 zu sagen, warum nicht auch an den Krieg? Sogar den Dichter
 stumpft der gleichmäßige Gang der Ereignisse ab. —

Mit Verlaub! Diese Philisterweisheit ist nicht wahr. Im
 echten Dichter zittert das große Erlebnis nach, verbindet sich mit
 Neuem, gebiert neue Erlebnisse. Ist ihm nicht auch das Fallen
 des Kindes und die leise Stimme des Windes, und ob er's tausend-
 mal vernommen, jedesmal genau so neu, so wunderbar, so tief er-
 regend wie in jener gesegneten Stunde, da er zum erstenmal den
 Pulsschlag einer ganzen Welt darin vernahm? Kann ihm das
 Gelbentum eines Menschenherzens, der eiserne Gang der Welt-
 geschichte je alt werden? Nie! Nur was unecht in der Dichterseele
 war, was im äußeren Affekt und Taumel geschah, was aus einem
 faulen Kompromiß mit dem augenblicklichen Wunsch der Menge
 entstand, nur das wird in sein verdientes Nichts zurückkehren, so-
 bald die Gewöhnung die Nerven beruhigt und das Auge wieder
 kritisch macht.

Bei einzelnen Individuen hat sich die Nervenreizung zu einer
 Art hysterischen Manie gesteigert. So sah ich einmal — es war in

den ersten Kriegswochen — einen Mann, der im Straßenbahnwagen fortwährend in sein Notizbuch schrieb, dazwischen hinein seufzte, zum Fenster hinausschaute, dann wieder im Schweiße seines Angesichts weiter schrieb. Befragt, was er treibe — ängstliche Gemüter witterten schon einen Spion — gestand der Unglückliche, er dichte. Richtig! Das Notizbuch war von vorn bis hinten voll von Gedichten. Der harmlose Geisteskranke erzählte weiter, er besitze daheim noch mehr solcher Notizbücher; dieses habe er an dem einen Tage gefüllt . . .

Um so erfrischender wirkt ein Büchlein, das die Fränkische Verlagsanstalt, Nürnberg, neulich herausbrachte, und das den Titel trägt: *Karl Bröger, Aus meiner Kriegszeit*. In diesen Gedichten preßt ein moderner Proletarier sein Kriegserlebnis in künstlerische Form.

Etwas vor Jahresfrist veröffentlichte Bröger in demselben Verlag ein Heftlein Gedichte: *Die singende Stadt*, Preis 50 Pf., ein Heftlein, das trotz seines schmalen Leibesumfangs ziemlich Aufsehen erregte. Gehörten doch eine Anzahl Gedichte zum besten, was wir überhaupt an Großstadtlýrik besitzen. Schon da zeichnete sich Bröger aus durch die Kraft künstlerischer Bändigung eines spröden und, wie man lange meinte, der Lyrik unzugänglichen Stoffes. Vor allem fiel Brögers Begabung auf für knappe, rein gegenständliche Gestaltung. Stimmungen und Gedanken waren in kraftvolle Bilder gepreßt, hinter denen die Person des Dichters vollkommen verschwand.

Die Kriegslieber verstärken diesen Eindruck. Gedichte wie: *Der Schützengraben*, *Samum*, *Ein Nachtgefecht*, *Der Tod von Arleux*, geben in knappster, gegenständlicher Form alle Schrecken, Grauen, Spannungen und den schroffen Wechsel der Empfindungen bei Angriff oder Abwehr wieder. So konnte nur einer schreiben, der nicht nur ein echter Dichter ist, sondern der auch im Felde dabei war und trotz allem nie den kühlen Kopf verlor. Die Gedichte zwingen uns, trotz ihrer fast kalten Objektivität, zum Miterleben und setzen sich fest im Gehirn des Lesers. Sie geben keine Uebersetzungen, keine Weltanschauung wird ausgesprochen, aber der heiße Atem der Schlacht weht aus den Zeilen, die nervöse Hochspannung des Augenblicks zittert nach in ihren Rhythmen.

Von einer ganz anderen Seite als der bisher besprochenen zeigt sich Bröger in den Gedichten: *An mein Regiment*, *Feldbegräbnis*, *Feldweihnacht*. Da trifft er bisweilen den naiven, volksliedmäßigen Ton so gut, wie man ihn hinter dem Dichter der singenden Stadt kaum gesucht hätte. Hier ist Wort, Rhythmus, ja, das Motiv selbst, ganz einfach, ganz anspruchslos; aber zwischen den Worten, zwischen den Zeilen schwingt eine Innigkeit der Empfindung, ein echt lyrischer Unterton, der sich unwillkürlich auf

den Leser überträgt, eine Saite in ihm zum Mitschwingen bringt — das Geheimnis aller echten Kunst.

Wieder in anderen Gedichten tritt die durch den Sozialismus geklärte Humanität des modernen Arbeiters hervor, so in dem Gedicht *Gräber*, das den Untertitel „Den Toten des Weltkriegs“ trägt.

Und willst du erfahren, wie viele es sind:

Frage den Wind!

Der Wind, der über die Gräber jagt,

Der nichts nach deutsch, nach französisch fragt.

Da — er schluchzt an dem hölzernen Kreuz vorbei:

„Franzosen — sieben, und Deutsche — drei“.

Die proletarische Auffassung von Geldentum, das nicht im Vernichten, sondern im Helfen und Retten besteht, spricht aus Gedichten wie: *Kameraden*, *Vier Männer und ein Geld*.

Brögers politische Stellung zum Weltkrieg verraten die beiden letzten Gedichte: *Totenfeier* und *Bekenntnis*. Auch wer seine Stellungnahme nicht ganz zu teilen vermag, wird die künstlerische Schönheit dieser Gedankendichtungen nicht verkennen. Eine tiefe Wahrheit, weit über die Beziehung zum gegenwärtigen Weltkrieg hinaus, birgt folgende Strophe:

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,

Bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt.

Herrlich aber zeigte es deine größte Gefahr,

Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.

Denk' es, o Deutschland!



Die Schwelle.

Ich sehe ein gewaltiges Gebäude, an den vorderen Wänden eine schmale Tür weit auf; hinter der Tür finsterste Finsternis. Vor der hohen Schwelle steht ein Mädchen . . . ein russisches Mädchen.

Kalt atmet die undurchdringliche Finsternis, und mit dem eisigen Strom kommt aus der Tiefe des Gebäudes eine langgezogene, dumpfe Stimme:

„O du, die verlangt, diese Schwelle zu übertreten, weist du, was dich erwartet?“

— Ich weiß, antwortet das Mädchen.

„Kälte, Hunger, Haß, Hohn, Verachtung, Beleidigung, Gefängnis, Krankheit, selbst Tod?“

— Ich weiß.

„Völlige Entfremdung, Vereinsamung?“

— Ich weiß Ich bin bereit. Ich werde alle Leiden ertragen, alle Schläge.

„Nicht nur von Feinden, selbst von Nächsten, Verwandten, Freunden?“

— Ja . . . auch von diesen.

„Gut. Du bist auf ein Opfer gefaßt?“

— Ja.

„Auf ein namenloses Opfer? Du wirst zugrunde gehen, und niemand — niemand wird wissen, wes Gedächtnis er berehren darf.“

— Ich brauche nicht Dank, nicht Mitleid. Ich brauche keinen Namen.

„Bist du gefaßt auf ein — Verbrechen?“ Das Mädchen senkte den Kopf.

— Gefaßt auch auf ein Verbrechen

Die Stimme erneute nicht sobald ihre Fragen.

„Weißt du?“ begann sie endlich, „daß du noch den Glauben verlieren kannst, den du geglaubt; erkennen kannst, daß du dich getäuscht und umsonst dein junges Leben verdorben hast?“

— Auch das weiß ich. Und doch will ich eintreten.

„Tritt ein!“

Das Mädchen überschritt die Schwelle — ein schwerer Vorhang fiel hinter ihr herunter.

— „Märrin!“ knirschte einer hinter ihr drein.

— „Heilige!“ kam es irgendwo als Antwort zurück.

Turgenjew.



Warum ist das Meer so rot?

„Warum, warum ist das Meer so rot?“

— Hör' zu, ich will's dir sagen:

Die Sonne, die alte Sonne ist tot,
ist tief ins Meer gesunken,
all ihr Blut hat das Meer getrunken,
davon ist es so rot. —

„Das glaub' ich nicht.“

„Warum, warum ist der Strom so rot?“

— Hör' zu, ich will's dir sagen:

Es kam ein Schiff mit fränkischem Wein,
das führte zum Hafen wohl tausend Tonnen,
auf einer Sandbank, da barst es ein,

der Wein ist all in den Strom geronnen,
davon ist er so rot. —

„Das glaub' ich nicht.“

„Warum, warum ist der Schnee so rot?“

— Hör' zu, ich will's dir sagen:

Sie schlugen Väter und Brüder tot,
sie schlachteten Kinder und Frauen,
von Menschenblut ist der Schnee so rot,
der Schnee muß all in die Bäche tauen,
davon ist der Strom und das Meer so rot. —

„Das glaub' ich wohl.“

Russische Volksweise.



Das Chamäleon.

Ein Märchen von Oculi.

Ein von den Jägern hartverfolgter Panther lauerte einmal im Dickicht, um Aem zu schöpfen. Da hörte er aus den Zweigen über seinem Kopfe eine Stimme.

Hi, hi, hi! lachte die Stimme. Hab' ich's nicht immer gesagt? Mitsamt deinen furchtbaren Taten und deinem maßlosen Gebrüll nimmst du ein Ende mit Schrecken. Dir fehlt die kluge Anpassung an einmal gegebene Verhältnisse. Wie kleinlaut ist jetzt doch der starke Pardel!

Der Panther schaute auf, konnte aber den Eigentümer der schadenfrohen Stimme nicht entdecken. Er sah nur grünes Laub und Zweige, die im Winde schwankten. Er wollte sich eben zum Weitergehen anschicken, als die Stimme wieder anhub:

Ich bedaure dich, lieber Pardel, aber dir ist nicht zu helfen. Als es noch Zeit war, wolltest du nicht hören. — Sieh mich an! Während du mit deiner Stärke prahlend alle Welt zu Feinden machtest und nun den Lohn dafür erhältst, habe ich mich bemüht, von den Verhältnissen zu lernen, und verstehe, mich all den wechselnden Stimmungen und Farben klug anzupassen. Darum läßt man mich in Ruhe, während du verfolgt wirst; ich wachse und gedeihe, indes du und deinesgleichen ausgerottet werden. Die Anpassungsfähigkeit, lieber Pardel, ist der Weg zur Wohlfahrt.

Der Panther schüttelte sich. Ihn ekelte das törichte Gespräch. Wer bist du? rief er unwillig ins Gezweig.

Ich bin das Chamäleon, kicherte die Stimme, aus dem Gescheh der Eidechsen. Ich habe gelernt, die Farbe zu wechseln, je nach dem Boden, den ich betrete, und der Farbe, die meine Um-

gebung trägt. So schütze ich mich vor Vernichtung und überliste die Jäger ebenso gut wie das Wild, nach dem ich jage.

Jetzt endlich gelang es dem Pardel, das häßliche Tier zu entdecken. Es hatte die Farbe des grünen Laubes angenommen und froh schwerfällig die Nester entlang. Es lauerte auf kleine Insekten, die es mit tiidisch hervorgeschnellter, wurmförmiger Zunge erhaschte.

Der Panther erhob sich. Er leckte seine Wunden und das schöne Fell, streckte den kraftvollen Körper und zeigte die Krallen.

Was hast du vor? frug das erschrockene Chamäleon aus seiner Höhe.

Ich sehe Jäger kommen und will ihnen entgegen, erwiderte ruhig der Panther.

Bist du von Sinnen? schrie das Chamäleon. Sie schießen dich nieder. Befolge mein Beispiel und ducke dich unter die Zweige! Sieh, wie geschickt ich jetzt die Farbe dieses Holzes annehme. Sobald die Gefahr vorbei ist, bin ich wieder der alte.

Darum bist du ein Chamäleon, versetzte der Panther, ich aber aus dem Geschlechte der Tiger. — Sprach's und setzte an zum gewaltigen Sprung.

Ob sich's die anschleichenden Jäger versahen, hatten die Taten des Panthers einige von ihnen zu Boden gerissen und den Ring der Treiber durchbrochen. Als er sich wieder Ruhe gönnte, umgab ihn die erhabene Freiheit unendlicher Steppen und Wälder.

* * *

Was geschah mit dem Chamäleon? Ein deutscher Professor, der sich bei den Jägern aufhielt, soll es eingefangen und nach Hause gebracht haben. Man erzählt, er habe das harmlose Tier seinem kleinen Nefen zum Zeitvertreib geschenkt. Dem Kleinen machte es großen Spaß, die Kunstfertigkeit des Tieres zu beobachten. Saß es auf einem roten Tuch, so zwang er es, auf Violett, dann auf Blau, schließlich auf Schwarz hinüberzuwandeln. Auf jedem neuen Grunde wechselte das Chamäleon prompt seine Farbe. Der deutsche Professor und der kleine Nefte lobten die vollendete Klugheit des guten Tieres.

Eines Tags aber nahte das Verhängnis. Der Herr Professor war ausgegangen, der kleine Nefte allein zu Hause. Da nahm der Knabe ein vielfarbiges Tuch, legte es auf den Tisch und wollte, daß das Chamäleon seine Künste zeige.

Das gute Tier, immer nur gewohnt, sich anzupassen, gab sich auch jetzt alle Mühe. Trotzdem gelang es ihm nicht, alle Farben auf einmal anzunehmen. Es soll vor Ueberanstrengung gestorben sein.